W. von Scholz

Diss. München 1897

Annette von Droste-Hülshoff
als westfälische Dichterin.

Der

hohen philosophischen Fakultät
Sektion I

der

k. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

als

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

eingereicht von

Wilhelm von Scholz

am 27. Oktober 1897.

München.

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Vorbemerkung.

Die nachfolgende Arbeit gehört einem größeren Zusammenhange an, der das Verhältnis Annettens von Droste zu ihrem Heimatlande behandelt und der der hohen philosophischen Fakultät im Ganzen vorgelegen hat. Die Arbeit bezieht sich auf die aus westfälischen Stoffen oder Stimmungen hervorgegangenen lyrischen Gedichte der Dichterin.

Der Verfasser gedenkt, Annette von Droste später als Gesamterscheinung in umfassender Weise zu behandeln.

München, im Dezember 1897.

Litteratur-Verzeichnis.

Annette v. Droste-Hülshoff: Ges. Schriften in 3 Bänden, mit Einl. von Levin Schücking. Stuttgart 1878.

— — Ges. Werke, mit Einl. und Anm. von Wilh. Kreiten. 4 Bände. Münster u. Paderborn 1886.

— — Gedichte. Stuttgart 1844.

— — Briefe. 2. Aufl. Münster 1880.

— — und Levin Schücking. Briefe. Leipzig 1893.

L. Schücking: Annette von Droste. Ein Lebensbild. Hannover 1871.

Dess. Lebenserinnerungen. Breslau 1886.

H. Hüffer: A. v. D.-H und ihre Werke. Gotha 1887.

Rob. König: A. v. D.-H. in der Sammlung von Vorträgen von Frommel u. Pfatt. Band VIII, 1882 (beruht nur auf Schücking).

Ludw. Wattendorff: Die Balladenpoesie Annettens v. D.-H. nach Inhalt und Form. Coblenz 1881.

Historisch-politische Blätter. Band 31 (1833), Nr. XLIV.

Dieselben Band 46 (1860), Nr. XXXVIII.

Frankfurter Zeitung vom 25. VII. 1896.

Deutsche Rundschau, VII, Heft 5.

Das malerische und romantische Westfalen von Schücking-Freiligrath. Barmen-Leipzig 1840.

Immerman: Der Oberhof. Berlin.

Übersicht.

In gewisser Weise gehört Annette von Droste zur Romantik. So fern sie den Mitgliedern der romantischen Schule auch stand, es waren viele Gründe vorhanden, die ihrer Poesie eine ähnliche Richtung gaben, wie sie die Dichtungen der Romantiker zeigten. Heine[1]) charakterisiert die Romantik kurz als „die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben manifestiert hatte". Er nennt sie weiterhin „eine Poesie, die aus dem Christentume hervorgegangen, eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen". Und an anderer Stelle[2]) macht er die feinsinnige Bemerkung: „In der That, unsere ersten Romantiker handelten aus einem pantheistischen Instinkt, den sie selbst nicht begriffen. Das Gefühl, das sie für Heimweh nach der katholischen Mutterkirche hielten, war tieferen Ursprungs, als sie selbst ahnten, und ihre Verehrung und Vorliebe für die Überlieferungen des Mittelalters, für dessen Volksglauben, Teufeltum, Zauberwesen, Hexerei . . . alles das war eine bei ihnen plötzlich erwachte, aber unbegriffene Zurückneigung nach dem Pantheismus der alten Germanen, und in der schnöde beschmutzten und verstümmelten Gestalt liebten sie eigentlich nur die vorchristliche Religion ihrer Väter." — Was Wunder, daß die Romantiker das Einzige, was aus jenen vergangenen Zeiten greifbar, sichtbar übrig geblieben war, das deutsche Land, in das sie die Gestalten, die ihre Phantasie bevölkerten, hineinträumen konnten, das Land, in dem die von ihnen

---

[1]) Heines Werke. Hoffmann und Campe 1885, VII, S. 158.

[2]) Ebenda S. 120.

so gepriesenen Zustände geherrscht hatten, das Symbol ihrer inneren Welt, liebten und kultivierten?[3]) Auf dieser Beziehung beruht zum teil der Patriotismus der Romantik.

Diese Charakteristik trifft auch auf Annette zu. Früh hatte sie dem Patriotismus ihren Tribut in dem Gedicht „Das befreite Deutschland"[4]) gezahlt. Die Geister und sagenhaften Gestalten der deutschen Vorwelt beleben ihre Werke wie die der Romantiker. Nach der, meines Wissens zuerst von Grillparzer treffend ausgesprochenen Ansicht,[5]) daß die Grenzlande, wo die Nähe des unbekannten, feindlichen Landes der Erfindung Raum giebt und, dürfen wir hinzufügen, Streit und Kampf Stoff zu Sagen schafft, die Mütter der Sage seien, mußte Westfalen, das der Grenze nahe liegt, reiches Material enthalten. Annettens Anhänglichkeit an ihr Geburtsland führte ihr alle dort ruhenden poetischen Schätze zu. Wie die Romantiker beschäftigte sie das Studium der alten Volkslieder und Sagen ihres Heimatlandes. Wie viele der Romantiker wurde sie in einer ihrer ersten Prosa-Arbeiten „Ledwina",[6]) die wir allerdings nur als Versuch bezeichnen können und die auch Fragment blieb, vom „Wilhelm Meister" stark beeinflußt. Wie bei den Romantikern finden wir auch bei ihr katholische Elemente verwertet, in ihrem „geistlichen Jahr" findet sich sogar eine Stelle, die in pantheistischem Sinne gedeutet werden könnte.[7]) Aber hier lag auch der Unterschied von der Mehrzahl der Romantiker. Sie suchte den Katholizismus nicht, sie entstammte ihm und mußte sich in heißen Seelenkämpfen, die sie im „geistlichen Jahr" dargestellt hat, den Glauben immer neu erobern, wenn anders es ihr über-

---

[3]) Hier sind die damals so zahlreich auftretenden „romantischen" Gegendbeschreibungen zu erwähnen; z. B. das „malerische und romantische Westfalen", Dingelstedts „malerisches und romantisches Weserthal", Simrocks „malerischer und romantischer Rhein."

[4]) Werke, IV, 372.

[5]) Grillparzer, Werke, 5. Aufl., II, XX, 28.

[6]) Werke, IV, 489 ff.

[7]) Strophe 4 und 5 in dem Gedicht „Am fünften Sonntag in der Fasten". Schriften, III, 42.

haupt gelungen ist, wieder zum völligen Glauben zurückzukehren.[8]) Daher ging sie nicht nach Art der Proselyten bis zu den äußersten Konsequenzen, sie verfiel nicht der katholischen Mystik.[9]) Daher ging ihr auch der mit Mystik unvereinbare Wirklichkeitssinn nie verloren. Sie durchdrang vielmehr ihre Phantasie mit Wirklichkeit und ließ sie nie zur Phantastik ausarten; gerade dies Durchdringen ihres starken, nüchternen, von ihrer Mutter geerbten[10]) Wirklichkeitssinnes mit ihrer gewaltigen Phantasie und umgekehrt, macht sie zur großen Künstlerin. Daher treibt sie auch ihre ursprünglich romantische Anhänglichkeit an Westfalen, dieses wirklich aufzufassen, es mehr und mehr Hauptsache[11]) werden zu lassen und es endlich in ihren reifsten Werken mit wirklichen Menschen, und zwar mit Westfalen, zu bevölkern.

[8]) Die Stellen, die man hierfür anführen kann, widersprechen sich, obwohl mir die fruchtloses Ringen um den Glauben zeigenden zu überwiegen scheinen und unzweifelhaft deutlich sind. Am „Pfingstmontag" (Schriften, III, 92):

„Ist es der Glaube nur, dem du verheißt,
Dann bin ich tot.
. . . .
Ich hab' ihn nicht.
Ach nimmst du statt des Glaubens nicht die Liebe" u. s. w.

Schriften, III, 510:

„Dann scheint mir alle Liebe wie ein Spott
Und keine Gnade fühl' ich, keinen Gott".

Diese Stellen hat der Jesuit Kreiten, der die Paderborner (vollständigste) Ausgabe der Werke besorgt hat, durch einen vertuschenden oder verständnislosen Kommentar vergebens unschädlich zu machen gesucht.

Neben Stellen in ihren Briefen, die auf Frömmigkeit schließen lassen (wie z. B. Schücking S. 51 f., 60 f.) finden sich aber auch solche, die stark für das Gegenteil sprechen. Ein frommer Katholik würde z. B. nicht den Ausdruck gebrauchen: „ein perfider Streich von unserm lieben Herrgott" (ebenda, S. 166).

[9]) Ähnlich ist auch der ebenfalls katholisch geborene Eichendorff vor den tollen Abirrungen der Romantiker bewahrt geblieben.

[10]) Vergl. damit die Schilderung ihrer Mutter in „bei uns zu Lande auf dem Lande". (Werke, IV, 42.)

[11]) Man beachte, einen wie breiten Raum in ihren Gedichten überall die Lokalschilderungen einnehmen.

Wir sehen in der Schilderung, die Schücking von dem westfälischen Lande und seiner Einwirkung auf die Bewohner giebt,[12]) daß diese stille, unendliche, abwechslungslose Natur eines jeden Seele tief in sich selbst zurückweist, mithin — in ihr den Grund zum Dichter legt. Annettens Jugendgedichte stehen unter fremden Einflüssen; aber sie entsprangen auch nur ihrem Verstalent und zeigen wenig mehr als Form. Ihnen fehlt, was den Kern der Poesie ausmacht, Gehalt. Ihn gaben ihr erst die tiefen westfälischen Stimmungen. Sie wußte das. Bezeichnend sagt sie, wie sie in „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ einem dichtenden jungen Menschen ihr Gedicht „Der

---

[12]) Mal. u. romant. Westfalen S. 119 f.: „Die Abgeschiedenheit von der Welt, diese entfernt und einsam liegenden Höfe, wo jeder auf seiner Gewehre so unbeschränkt Herr war, als er bei allem Thun auf sich selber sich angewiesen sah, der Mangel an aller Anregung von Außen her, pflanzten als Hauptcharakterzüge Selbständigkeit und Unlenksamkeit in das Gemüt der Eingeborenen. Sie hatten sich nur um ihren Boden zu kümmern, der stets dieselbe harte Arbeit ihnen abzwang, sahen außer den Ihrigen nur die Eichen ihres Hofes, die einen Tag wie den andern ihre starken Äste über sie schüttelten, hingen nur vom Wetter bei ihrer Thätigkeit ab, das immer die gleiche Rauheit sie gewahren, aber nicht mehr empfinden ließ: in ihr ganzes Leben trat kein einziges Ereignis, in all ihr Sein kein einziger neuer Gedanke. So wuchsen sie denn wie ihre Eichen auf, stark, harten Holzes und tief in den Boden dessen, was einmal ihnen heimisch geworden, ihre Wurzeln schlagend. Neues trat nicht in ihren Kreis: so wurde das Alte ihnen das Ewige und heilig. — Man muß auf den Haiden und öden Landesstrecken Westfalens tagelang selber umhergestreift, stundenlang auf einem seiner Hünensteine sinnend gesessen und der braunen Unendlichkeit mit den Blicken nachgeschweift haben, um ganz empfinden zu können, wie eine solche Umgebung dem Gemüte eine entschiedene Richtung in seine eigene Tiefe hinein gibt . . . Die tote Natur drängt die Gedanken des Menschen in seine eigne innere lebendigere Schöpfung, sie weist ihn auf sich selbst und auf sein Gemüt an, und wie sie ihn von der Breite, die ringsumher nichts Anziehendes besitzt, ablenkt, führt sie ihn in die Tiefe, wo des Wunderbaren so viel liegt. Das weite, principlose, miscellenartige Umfassen der Dinge die peripherische Weltanschauung kann auf diesem Boden nicht wachsen, aber die centrale greift desto tiefer Wurzel — die centrale Weltanschauung mit dem Centrum Gott, der seinen Kindern so nahe ist in Westfalen, keine Viertelstunde über den rotglühenden Wolken der Abendsonne.“

Knabe im Rohr"[13]) zuschreibt: „Der junge Mensch hat wirklich Talent! In einer günstigeren Umgebung — — doch nein, bleib in deiner Haide, laß deine Phantasie ihre Fasern tief in deinen Weiher senken, und wie eine geheimnisvolle Wasserlilie darüber schwanken. Sei ein Ganzes — ob es ein Traum, ein halbverstandenes Märchen — — es ist immer mehr wert als die unechte Frucht vom Baum der Erkenntnis . . . ."[14])

Ein solches einheitliches Ganzes ist die Gedichtsammlung von 1844. Bezeichnend wird sie eingeleitet durch das Gedicht „Ungastlich oder nicht? (In Westfalen)",[15]) in welchem Annette als Mahner sowohl wie als Sprecher Westfalens auftritt und die Gefühle des westfälischen Volkes ausspricht. Ebenso bezeichnend schließt die Sammlung mit der „Schlacht im Loehner Bruch", ihrer wichtigsten Dichtung, die auf geschichtlich-westfälischem Stoff beruht. Und eine ganze Abteilung des Buches „Haidebilder" beruht auf den Stimmungen der westfälischen Haide. In den anderen Abteilungen weisen mindestens einige der Gedichte direkt auf Westfalen, und nur ganz wenige Gedichte haben ausgesprochen fremdländisches Kolorit, wie „Die Vendetta" oder „Das Hospiz".

Wie diese Anordnung entstanden, berichtet sie uns selbst in einem Briefe an Schücking[16]): „Ich habe sie auf hunderterlei Weise durcheinander probiert, und immer wurden die Nachbarn zu ungleich oder zu ähnlich, oder es trafen zwei gleiche Versmaße zusammen; wie es jetzt ist, geschieht, wie mich dünkt, jedem noch am ersten sein Recht. Zuerst hatte ich die Gedichte an und über Verstorbene

---

[13]) Obwohl das Manuskript nur den Titel enthält, ist doch kaum zweifelhaft, daß das Gedicht identisch mit ihrem „Knaben im Moor" ist.

[14]) Werke, IV, 55. Hier zuerst mitgeteilt. Das Fragment bricht in den von Schücking bei Cotta veröffentlichten „Ges. Schriften." früher ab.

[15]) Daß dies Gedicht Einleitungsgedicht wurde, scheint (nach Schücking, Briefe S. 252) auf Schückings Rat geschehen, ebenso wie der Untertitel („in Westfalen") auf ihn zurückgeht. Die Fassung der Briefstelle läßt darauf schließen, daß „Die Stadt und der Dom" wohl zunächst als Einleitungsgedicht in Aussicht genommen war, was entschieden weniger passend gewesen wäre.

[16]) Briefe S. 245.

zusammenrangiert, es nahm sich aber greulich monoton und trübselig aus; man hätte denken sollen, sie seien die schlechtesten im ganzen Buche, während sie doch alle zu den besseren gehören. Ich fürchte, mit den Zeitbildern ist's derselbe Fall — siehe einliegendes Blatt —, vielleicht sogar mit »Fels, Wald und See«; wenigstens nehmen sich die »Vermischten Gedichte« unendlich besser aus und sind doch an sich nicht schöner; aber ich merke leider selbst, daß ich über ähnliche Gegenstände auch immer in ähnlichem Tone schreibe und deshalb kein Zusammenstellen vertragen kann. Hätte ich jede Abteilung in einem Anlauf gemacht, wie die »Haidebilder«, so wäre mir dies nicht passiert; ich hätte es gemerkt und ihm vorgebaut. U. s. w."

Die Mehrzahl der in der Sammlung veröffentlichten Gedichte entstand im Winter 1841 auf 1842 auf der Meersburg. Schücking[17]) berichtet uns darüber, daß ein zwischen ihm und Annette entstandener Streit dazu Veranlassung gegeben habe. Obwohl nach seiner Ansicht Annettens Stärke in der Lyrik lag, bestritt er ihr doch die Möglichkeit, in kurzer Zeit eine für einen Gedichtband ausreichende Anzahl lyrischer Gedichte zu schreiben, was sie veranlaßte, ihn in Bälde eines Besseren zu überzeugen. So entstanden auf der Meersburg auch die meisten der Gedichte, die Westfalen zum Stoff haben. Sagt sie doch selbst[18]): „es ist doch sonderbar, daß zum Dichten eigentlich schlechtes Wetter gehört, — ein neuer Beweis, daß nur die Sehnsucht poetisch ist und nicht der Besitz." — Zweifellos früherer Zeit entstammen[19]): „Das Hospiz", „Das Vermächtnis des Arztes", „Die Schlacht im Loehner Bruch", die Balladen „Der Graf vom Thal", „Bajazet", „Der Barmekiden Untergang", die kleineren Gedichte „Die Elemente", „Die rechte Stunde", „Des alten Pfarrers Woche", die „Säntislieder", „ein milder und ein harter Wintertag",[20])

[17]) In seinen „Lebenserinnerungen" (Breslau, Schottländer, 1886) S. 182 f. und in „A. v. D., ein Lebensbild". S. 142 ff.

[18]) Briefe an Schücking S. 125.

[19]) Ich muß mich hier auf Hüffer S. 173 ff. beziehen, wo er die Gedichtsammlung von 1838 bespricht, die ich nicht erhalten konnte.

[20]) Hier gleich die Bemerkung, daß auch die erst in den „Letzten Gaben" veröffentl. „Klänge aus dem Orient" der Zeit vor 1838 entstammen (Hüffer a. a. O.)

„Savoyen", Fragment, das ursprünglich als III. Gesang des Skt. Bernhard[21]) beabsichtigt war, welche Stelle es in den neueren Ausgaben auch erhielt. Sofort fällt auf, wieviel häufiger sie in diesen frühen Dichtungen fremde Stoffe behandelt hat als in den Gedichten der reifen Zeit. Ihre zahlreichen Aussprüche über ihr spezifisch westfälisches Dichtertum, die auch alle späterer Zeit entstammen, decken sich also völlig mit dem, was uns ihre künstlerische Thätigkeit lehrt. Eine ästhetische Betrachtung dieser fremde Stoffe behandelnden Dichtungen bietet uns die Möglichkeit [wie am anderen Orte ausgehend von ihrer Sprache und ihrem Stil], hier ausgehend von dem künstlerischen Wert oder Unwert jener fremden Dichtungen, die Bezeichnung „westfälische Dichterin" für Annette näher zu begründen. Denn ohne Zweifel werden die Werke eines Dichters, die seinem tiefsten Selbst entsprechen, auch die künstlerisch vollendetsten sein; ihnen muß ja seine ganze Liebe, seine ganze Sorgfalt gehören.[22])

Die beiden Balladen „Der Barmekiden Untergang" und „Bajazet", sowie die „Klänge aus dem Orient" hatte sie 1838 noch an Junkmann geschickt;[23]) sie erwähnt sie in einem Briefe an Schlüter als für ihre Sammlung bestimmt.[24]) Schlüter indessen, dem sie beim Zusammenstellen ihres Gedichtbandes volle Freiheit ließ,[25]) hat sie nicht für gut befunden. Damit stimmte das Urteil der Dichterin später selbst überein; sie ließ die kleinen morgenländischen Gedichte beim Zusammenstellen der Sammlung von 1844 aus und nahm nur die beiden Balladen auf. Ihre Entstehung verdanken diese Gedichte der Absicht Annettens, ihren Freunden zu beweisen, daß sie sich auch in ausländischen Formen zu bewegen wisse.[26]) Die Stoffe entstammen dem J. v. Hammerschen Buche „Rosenöl".[27])

[21]) S. Schücking „A. v. D." S. 78.

[22]) Vergl. die beiden Goethischsten Werke „Iphigenie" und „Tasso".

[23]) Die Balladen mit unter dem Titel „Klänge a. d. O." vereinigt. S. Hüffer S. 174.

[24]) Schlüter S. 107.

[25]) Ebenda.

[26]) Werke, III, 445, Anm 1.

[27]) S. Ged. S 352, Anm., und Briefe an Schücking S. 256. Sie muß das Buch damals eben gelesen haben; sie befand sich in Apenburg, (nach

Wir werden Schlüters und ihr eigenes späteres Urteil über diese Gedichte durchaus anerkennen müssen. Zunächst: diese Gedichte entstammen, wie oben erwähnt, keinem künstlerischen Antrieb; das hat sich ihnen aufgedrückt. Und dann: eine intensive Phantasie wie die Annettens konnte nicht zugleich extensiv sein wie die eines Rückert. „Der Barmekiden Untergang“ und „Bajazet“ erreichen daher auch ihre westfälischen Balladen keineswegs. Trotz einzelner schöner Stellen, wie die Schilderung des Tanzes der Maimuna in „Der Barmekiden Untergang“ fühlt man hindurch, daß sie nicht gesehen, was sie schildert. Nicht als ob die Art der Schilderung unrichtig geworden wäre, aber sie hat das Charakteristische, Scharfgezeichnete, das spezifisch Drostesche verloren. Wo sie sonst ein genaues, oft durch mehrere Strophen gehendes, lebendiges Bild der Örtlichkeit entwirft — hier nur Andeutungen. Die Charaktere, die sie sonst wie etwa den Grafen Isenburg oder den blonden Waller fein individualisiert, sind hier ganz auf der Stufe des Typischen stehen geblieben, der Charakter der Maimuna ist sogar verblaßt. Mit Recht hebt Wattendorf [28]) von diesen Balladen ferner hervor, daß sie zu keinem Abschluß kommen: „Trotz aller Wärme des Stoffs wie der Zeichnung überläuft es uns am Schlusse kalt.“ Eine Kunst, die vollplastisch wirkt und damit der Wirklichkeit am nächsten kommt, braucht auf die Art des Abschlusses weniger Wert zu legen; wir nehmen, was sie giebt, als Wirklichkeit hin. So die westfälischen Dichtungen Annettens. Eine Kunst, die das entbehrt, muß durch eine Idee wirken, die sich im Schluß am deutlichsten zeigt — etwa wie Schefer im „Laienbrevier“. Annette hat statt dessen in „Der Barmekiden Untergang“ nur eine recht magere Pointe gefunden: (der Geyer)

„Hat zur Nahrung nichts gefunden
Als in seiner Augen Höhlen
Nur zwei kleine Spinnlein noch.“

Hüffer, S 23) dem Stammsitz der Haxthausens, als in deren Besitz befindlich sie das Buch in dem oben zitierten Briefe (v. 6. II. 1844) erwähnt.

[28]) In seinem Schriftchen „Die Balladenpoesie A. v. D.'s nach Inhalt und Form“, Progr. der Höh. Gewerbeschule zu Coblenz, Ostern 1881.

Die inhaltlich eng mit diesen Balladen zusammenhängenden kleinen morgenländischen Gedichte, die „Klänge aus dem Orient" der „Letzten Gaben", stehen künstlerisch etwa auf derselben Stufe der Vollendung. Abstrakt-unsinnliche Ausdrücke wie[29])

„Gesegnet die Gewänder,
Umschließend deine Huld"

würde Annette nie bei Stoffen, die ihr wirklich zu eigen geworden sind, angewandt haben. Übrigens hat sich auch ein westfälischer, „linder Nebeltropfen" in das orientalische Kolorit von „Der Barmekiden Untergang" verirrt.

Der Cyklus „Der Säntis"[30]) hat vor den orientalischen Gedichten das voraus, daß die Dichterin etwas Geschautes schreibt. Aber noch ein weiter Abstand trennt das Geschaute von dem, was sie nicht nur geschaut, sondern innerlich empfunden hat, was ein Teil ihrer Seele geworden ist, von der westfälischen Natur.[31]) Sie beobachtet allerdings scharf, aber kein verbindendes Medium, keine Stimmung ist da; die Gedichte sind zuletzt nichts als trockene Aufzählungen von gesehenen Dingen, die zweimal in eine mäßig witzige Pointe auslaufen; letztere scheint Annette immer da anzuwenden, wo sie sich im Stoffe nicht ganz zu Hause fühlt.[32]) Die Gedichte entbehren aber, und das ist der Nachteil des bloß Geschauten, der gewissen Wärme, die eine starke Phantasie immer hat, wenn sie ganz auf sich angewiesen ist und die wir auch den orientalischen Gedichten nicht absprechen.

---

[29]) Werke, III, S. 445.

[30]) Schon in der Samml. von 1838 enthalten, wahrscheinlich bei ihrem Aufenthalte auf dem Gute ihres Schwagers Laßberg, Eppishausen, 1835—36 entstanden. Ged. S. 104.

[31]) Vergl. auch, wie sie z. B. in Briefen die Schweizer Natur klar und scharf schildert (Schlüter, Briefe, S. 54 f.) und doch kein einheitliches Bild gibt, mit einer der kurzen Stellen, wo sie von der westf. Natur spricht (z. B. in dem in der Frankf. Zeit. veröff. Brief). Letztere sind tief lyrisch und stimmungsvoll.

[32]) S. oben bei „Der Barmekiden Untergang". Auch in „Die Vergeltung". Ged. S. 339.

Dem scheint „Das Hospiz“ [33]) zu widersprechen. Sie hat hier eine volle, eindrückliche Schilderung der Alpen gegeben, ehe sie sie je gesehen — ähnlich wie Schiller beim Tell —, die die Säntisgedichte weit in den Schatten stellt. Es dürfte sogar schwer sein, zu erweisen, daß ihre besten westfälischen Schöpfungen diese Dichtung weit überragen. Wenn wir davon aber selbst absehen, daß sie für die Alpenschilderungen in Scotts „Fräulein vom See“ ein schon poetisches Vorbild hatte, läßt sich die merkwürdige Vollendung, die dieser Stoff von der westfälischen Dichterin erhielt, aus drei Gründen genugsam erklären. Erstens mußte sich eine so starke und stolze Natur wie Annette dem gewaltigen Eisgebirge verwandt fühlen und mit ihrer Vorliebe für das Hohe, Strenge, Abgeschlossene aus der Tiefe ihrer menschlichen wie künstlerischen Persönlichkeit eine gewaltige Stimmung mitbringen. Und starke Stimmung schafft in der Phantasie Bilder, die wenigstens in sich wahr und voll sind. Daß diese mit der Wirklichkeit übereinstimmten, [34]) dafür sorgte die schweigende Einsamkeit, die dort oben herrschte wie auf der westfälischen Haide, und der Winter, der die landschaftlichen Verschiedenheiten in Schnee und Eis begräbt und eine, in den verschiedenen Ländern gleiche elementare Naturstimmung schafft. [35])

Man könnte mir ferner entgegenhalten, daß die geringere künstlerische Vollendung daher stamme, daß dies frühere Werke sind. Aber

---

[33]) Nach Schücking (Einl. z. d. ges. Schriften S. 23) geht die Dichtung auf W. Scott's „Fräulein vom See“ zurück. Nach Hüffer, S. 113, stammt die nähere Anregung aus dem Verkehr Annettens mit Frau v. Thielmann, deren Bruder Salinendirektor bei Bex a. d. Rhone war. Frau v. Thielmann hat ihren Bruder dort öfter besucht und mag der Dichterin die Anecdote von dem Hund Barry, der einen Knaben vom Tode im Schnee gerettet, erzählt haben. Sie nannte das Gedicht auch zuerst „Barry, der Hund von St. Bernhard“. In einem undatierten Briefe an Frau von Thielmann bittet sie diese um verschiedene Angaben bez. des Skt. Bernhards.

[34]) So übereinstimmten, daß (nach Werke', III, 120, Anm. 1) Annette bei ihrem ersten Aufenthalte in der Schweiz darüber erstaunte.

[35]) So empfand auch Annette, wie die Nacht die Verschiedenheiten der Länder verwischt, in „Grüße“.

erstens hat sie damals schon künstlerisch durchaus vollendete Gedichte geschrieben, die westfälisch sind, wie „Des alten Pfarrers Woche“;[36]) und andererseits steht das später entstandene, wirre und unklare Gedicht „Die Vendetta“[37]) hinter den gleichzeitigen westfälischen Gedichten weit zurück.

Man stelle diese fremden Gedichte neben die formell und inhaltlich vollendeten, klaren und einheitlichen Gedichte, die auf westfälischen Stoffen beruhen, etwa neben die „Haidebilder“, „Vorgeschichte“ oder den „Fundator“, und man wird erkennen, wie Annette von Droste durchaus nur westfälische Dichterin ist.

Die Zeitgedichte enthalten nur ein westfälisches Gedicht „Ungastlich oder nicht? (In Westfalen)“. Die Entstehungszeit ist nicht ganz sicher festzustellen. Hüffer hat seine[38]) beabsichtigte chronologische Übersicht über Annettens Schriften, die ihm aus den Manuskripten möglich ist, noch nicht veröffentlicht; und die Anmerkung Kreitens zu diesem Gedicht: „nach seiner bisweilen sehr dunklen Sprache zu urteilen, gehöre es zu den Werken der mittleren Periode (1820—35)“ ist haltlos, da der 1842 entstandene „spiritus familiaris des Roßtäuschers“ ebenso dunkle Stellen aufweist. Daß er es nach der Kraft des Inhaltes dennoch den reiferen und späteren Produkten Annettens beizählt, ist ebenso haltlos, da „Das Hospiz“ von 1828—32 ihm darin durchaus gleichkommt. Das Gedicht behandelt denselben Stoff, dieselbe Frage, die Freiligraths „Freistuhl zu Dortmund“[39]) enthält, und zwar in einfacherer, schönerer Weise, schlichter, ohne weitläufige Einkleidung. Mit Rücksicht darauf läßt sich die Vermutung rechtfertigen, daß das Gedicht sich auch unter der Zahl derer, die 1841—42 auf der Meersburg entstanden, befindet. Am 12. September 1840 schreibt Schücking[40]) an Annette, daß Freiligrath für das „Mal. u. romant. Westf.“ einige Gedichte zu liefern gedenke

[36]) Ged. S. 234.
[37]) Ged. S. 307.
[38]) Hüffer, S. 260. Anm, 3.
[39]) Einl. zum „Mal. u. rom. Westf.“ 1840.
[40]) Schücking, Briefe S. 3.

und nach Stoffen suche. Danach scheint weder Freiligraths noch Annettens Gedicht fertig gewesen zu sein; Freiligraths Gedicht würde Schücking erwähnt haben, und wenn Annettens Gedicht damals schon existiert hätte, würde es Schücking unzweifelhaft als Einleitungsgedicht für das „Mal. u. romant. Westfalen" gewählt haben, da es als solches fast noch passender wäre als der „Freistuhl zu Dortmund". Noch im November dess. Jahres[41]) ging das erste Heft des „Maler. und romant. Westfalen" an Annette ab. Es enthielt außer dem Freiligrathschen Gedicht u. a. auch eine Erwähnung und Besprechung aller der Schriften,[42]) die Westfalen barbarisch, ungastlich u. s. w. genannt hatten. In diesen Notizen und dem „Freistuhl zu Dortmund"[43]) haben wir die Anregung zu „Ungastlich oder nicht?" zu sehen.[44]) Sie hat es dann wahrscheinlich also im Winter 1841—42, sicher bis 1844 geschrieben.

Aus den „Zeitgedichten" ist noch das Gedicht „Die Verbannten" zu erwähnen; es ist nicht einem westfälischen Stoff entsprungen, sondern einem allegorischen Gedanken. Besonders interessant daran ist, daß die Dichterin den allegorischen Vorgang in ein westfälisches Naturbild verlegt.

Die nächste Abteilung „Haidebilder" beruht ganz auf westfälischen Stoffen. Über ihre Entstehung finden wir in der oben zitierten Briefstelle,[45]) daß sie in einem Anlaufe geschrieben sind. Aus Schlüters Nachlaß teilt Kreiten mit,[46]) daß Annette 1842 nach

[41]) Schücking, Briefe S. 11.

[42]) Auf S. 14. Justus Lipsius nennt es z. B. eine „Barbarei bei den Breifressern".

[43]) Zu dieser Art der Einkleidung kam Freiligrath durch das Titelblatt, das die Vehmlinde am Freistuhl zu Dortmund darstellt.

[44]) Übrigens wehte aus dem „Freistuhl zu Dortmund" Annetten ein Hauch ihrer eigenen Poesie entgegen. Freiligrath, dessen Phantasie nur in der Fremde heimisch war, ist in dem Gedicht nicht unbeeinflußt von Annette, deren Gedichte (v. 1838) er sicher kannte, da er (nach Schücking, Briefe, S. 4) sich mit einer Kritik derselben beschäftigt hat.

[45]) Schücking, Briefe S. 245.

[46]) Werke, III, 41, Anm. 1. Annette spricht von dieser Vorlesung der „Haidebilder" bei Schlüter in einem Briefe an Schücking vom 19. Okt. 1842 (Briefe S. 121).

ihrer Rückkehr vom Bodensee bei Schlüters diese Gedichte vorgelesen. Das Gedicht Junkmanns „An eine Münsterländerin am Bodensee“,[47]) das ihr Westfalen preist, traf sie in der Zeit der durch den Streit mit Schücking angeregten überaus regen Produktion. Mögen also auch einige der Haidebilder, wie Hüffer ausführt,[48]) ihrer Konzeption oder gar teilweisen schriftlichen Fixierung nach auf frühere Zeiten zurückweisen, die liebevolle, bis ins Einzelnste gehende künstlerische Vollendung haben sie alle 1841—42 in einem Zuge erhalten. Außer dem Junkmannschen Gedicht mögen wohl auch die in „Ungastlich oder nicht?“ ausgesprochenen oder vielmehr bekämpften Ansichten sie auf den Gedanken gebracht haben, das als rauh und unwirtlich verschrieene Westfalen in einer Reihe großer Landschaftsbilder darzustellen. Aber abgesehen von alledem, bei der Schnelligkeit, mit der sie jetzt lyrisch produzierte, mußte sie zurückgreifen, wo nicht auf früher schon kurz Skizziertes, doch auf frühere Empfindungen; denn die lyrischen Stoffe sind nicht so häufig, daß man jeden Tag ein oder zwei Gedichte schreiben kann.

In dem erwähnten Junkmannschen Gedicht, das mit dem Preise Westfalens eine etwas trockene Schilderung westfälischer Natur verbindet, heißt es an einer Stelle:

„Oder die Lerche, sie jubelt empor, du siehst nicht die Schwingen;
»Komme zu mir, zu mir!« lautet ihr fröhlicher Ruf.“

„Die Lerche“ ist das erste Gedicht der „Haidebilder“. Auch daß die Lerche hier wie dort redend eingeführt wird, deutet darauf hin, daß die Dichterin durch den Junkmannschen Gruß zu dem Gedicht angeregt wurde. Mehr ist über die Entstehung des Gedichtes nicht zu ermitteln. Es schildert einen Morgen auf der Haide, den die Lerche als Herold des Tages verkündet und heraufführt, und das Erwachen des reichen Lebens im Kleinen, der Tierwelt des Haidegrases. Für die poetische Belebung dieser Welt des Kleinen hatte

---

[47]) S. darüber Hüffer S. 261 und Kreitens Einleitung zu Bd III der Werke, S. XVII.

[48]) S. 261.

Annette in Hölty[49]) und Matthisson ihr bekannte, wenn auch nicht so ausgeführte Vorbilder.

Hüffer[50]) hält es für wenig wahrscheinlich, daß diese Gedichte am Bodensee angeregt seien. Er verkennt dabei zwei Umstände. Erstens, daß Annette durchaus Phantasiedichterin ist;[51]) was ihre Phantasie einmal mit allen Fasern aufgesaugt, steht ihr immer zur Verfügung. Ich erinnere in dieser Beziehung an ihr oben zitiertes Wort, „daß nur die Sehnsucht poetisch (d. h. fähig, das Objekt, auf das sie gerichtet, in der Seele des Künstlers zur Dichtung werden zu lassen) sei — nicht der Besitz!“ Wie lebhaft ihre Phantasie, und diese allein, thätig war, wenn Annette dichtete, beweist uns auch der Umstand, daß sie zweimal einen Vorgang nur mit dem Worte „so“[52]) ohne weitere Erklärung schildert; Beweis genug, wie deutlich sie den Vorgang (einmal das Ergreifen einer Reliquie, das andere Mal das Wetzen des Messers) in der Phantasie sah. Näheres Schildern schien ihr gar nicht nötig.[53]) Das allein würde genügen, Hüffers Einwand zu entkräften. Er hat aber ferner übersehen, daß nicht nur „Die Krähen“, bei denen er es anmerkt, in der „Schlacht im Lohner Bruch“ gewissermaßen ihren Vorgänger haben, sondern alle „Haidebilder“, mit Ausnahme etwa der humoristischen „Vogelhütte“. Denn die „Schlacht im Lohner Bruch“ entrollt vor uns ein breit angelegtes Gesamtbild der westfälischen Natur. Und die einzelnen Stimmungen, die sie sich in ihrer ersten, großen westfälischen Dichtung schon einmal ganz deutlich gemacht hatte, griff sie nun, wohl ohne sich dessen bewußt zu sein, wieder auf und führte sie, jetzt durch so

---

49) Z. B. Höltys „Mailied“ (S. 84), und vor allem die Elfen- und Gnomen-Gedichte von Matthisson.

50) S. 261.

51) Vergl. auch die Einl. zum II. Ges. des „Löhner Bruch“:

„Wie tiefberauschend ist dein Odem,
O Phantasie! . . . .“

52) Ged. S. 307 in „Die Vendetta“ und S. 522 im „Lohner Bruch“.

53) Ästhetisch ist dieser Gebrauch des Demonstrativs sicherlich nicht zu rechtfertigen.

vielerlei angeregt, detaillierter und in einzelnen Bildern aus. Sagte sie doch selbst, daß sie, wenn sie ganz neu zu sein geglaubt hatte, „oft nur das Echo eines alten, halbvergessenen Gedichts, das in der Kommode lag, niedergeschrieben hatte“.[54])

So in „Die Jagd“. Das stille Naturbild auf der Haide, das plötzlich von Rufen und einer bewegten Szene durchbrochen wird, findet sich ganz im Anfang der „Schlacht im Lohner Bruch“ vorgebildet.

In „Die Jagd“:

„Die Luft hat schlafen sich gelegt,
Behaglich in das Moos gestreckt,
Kein Rispeln, das die Kräuter regt,
Kein Seufzer, der die Halme weckt.“ u. s. w.

Im „Lohner Bruch“:

„Es ist so still; die Ebne liegt
So fromm, in Abendduft gehüllt,
Der Witwe gleich in Trauer mild,
Die um sich zieht den Schleier fein,
So doch nicht birgt der Thränen Schein.“[55])

An beiden Stellen fährt sie dann fort, die Wolken zu schildern.

Im „Lohner Bruch“ unterbricht sie dann die Schilderung, um selbst als Dichter noch einmal hervorzutreten und auszusprechen, daß sie die Vergessenheit, der das Geschick Westfalens rechtlos geweiht sei, brechen wolle;[56]) entsprechend in gewissem Sinne dem alten, epischen Anruf an die Muse. Dann bricht es herein. Hier mit fernem verworrenen Getöse und Geschützdonner.[57]) Dort heißt es:

„Da horch ein Ruf, ein ferner Schall.“

Die weitere Schilderung, die hier einen Zug Soldaten, dort eine Jagd vorführt, bleibt sich mutatis mutandis durchaus ähnlich.

---

[54]) Briefw. m. Schücking, S. 246.

[55]) Vers 12—16.

[56]) Vers 53—54.

[57]) Vers 141 ff.

Im „Lohner Bruch“ heißt es[58]):

„Und immer näher trabt es an,
Und immer heller schwirrt's heran.“

In „Die Jagd“:

„Da stürmt von allen Seiten es heran,
Die Bracken brechen aus Genist und Tann.“

Für den Jagdruf in „Die Jagd“ bringt Kreiten[59]) die Quelle in einem alten, plattdeutschen Text bei:

„Hang ihn up den Schelm,
Hang ihn up den Schelm!“ —

Im „Loener Bruch“ heißt es[60]):

„Und hier an diesem Weiher klar,
Saß damals kleiner Mädchen Schaar;
Nichts wußten die von Furcht und Scheu
Und spielten an dem Borde frei.
Sie warfen flacher Steinchen Scheiben,
Die tanzend blanke Tropfen sprüh'n;
Dann pflückten Blumen sie und Grün
Und sah'n sie mit den Wellen treiben,
Und schauten in den Spiegel ein
Und ordneten die Mützchen fein;
Denn sei ein Mädchen noch so klein,
Es mag sich gerne zierlich wähnen.
Auch haschten sie nach den Phalänen,
Die summend kreisen über'n Teich.
Es war ein holdes Friedensreich. . .

Im fünften Stück von „Der Weiher“ dasselbe Bild: die Kinder am Ufer; sie wollen Blumen pflücken. Nur hier ausgeführter, detaillierter, deutlicher vergegenwärtigt, die Kinder redend eingeführt. Im ersten Stück dagegen das hier zu Grunde liegende Naturbild allein ausgeführt, mit demselben Ausklang:

---

[58]) Vers 170 f.

[59]) Werke, II, 549, Anm. 2.

[60]) Vers 147 ff.

„Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es Friede! Friede! Friede!"

Im zweiten, dritten und vierten Stück variiert sie dasselbe Naturbild, indem sie nacheinander Schilf, Linde und Wasserfäden redend einführt und so deren besondere Stellung in dem Bilde näher charakterisiert.

Die Stimmung, aus der heraus Annette den „Hünenstein" schrieb, findet sich zuerst in den Versen[61]):

„Und dampfend aus dem Grund empor
Sich Nebelchaos wirbelnd streckt,
Wie Geisterhüllen halb geweckt,
Als wollten die Atome ringen
Sich los aus Gras und Krautes Schlingen,
Die vor der grauen Sündfluth Zeit
Lebendgen Odems sich gefreut.
Auf Gräbern glaubst Du nur zu schreiten
Durch halbgeformten Leib zu gleiten;
Die Märchen Deiner Kinderzeiten
Sich unabwendbar drängen an. . ."

Hier wie dort der Nebel, der in der feuchten Dämmerung aus den Hünengräbern steigt, als Wolke über die Haide zieht und wie der riesige Geist eines der Erschlagenen aussieht.

Aus den zitierten Versen geht hervor, daß sie diese Deutung der Gestalt als Geist eines Hünen den Märchen (oder, verbessern wir sie: Sagen) ihrer Kinderzeit entnahm. Nur das nähere Eingehen auf die Bestattung in Strophe 9 scheint auf spätere Zeit, auf ihre Beziehungen zu den Grimms zu weisen.[62])

„Die Steppe". Der Vergleich der Haide mit dem Meere ist ihr nicht neu. Sie spricht schon im „Loener Bruch" von „Sandes Wellen".[63]) Wie sie das Gewitter während der Schlacht auf der Haide schildert, sagt sie[64]):

---

[61]) Vers 979—989.

[62]) S. Hüffer, S. 28 f.

[63]) Vers 206.

[64]) Vers 1084—87.

„Und nun mit grenzenloser Wuth
Die Elemente brechen ein,
Und niederstürzend eine Fluth
Wie übers Wrack sich schäumend legt.
Der Donner schwieg, doch Sturmes Macht“ u. s. w.

Auch die Gewässer der moorigen Haide, die sie hier Schmugglerquellen nennt, erwähnt sie des öfteren im „Lohner Bruch“.

Übrigens ist in diesem Gedichte die doppelte Weise der Vergleichung bemerkenswert, wodurch sowohl die Haide wie das gebrauchte Bild zwiefach deutlich werden. Indem sie nach einer kurzen, die wirkliche Situation schildernden Einleitung die Vergleichung kühn hinweisend einführt mit:

„Hier ist die Dün' und drunten
Das Meer. . .“

ist Meer und Schiff Hauptsache geworden. Sie führt uns äußerst eindrucksvoll auf das Ursprüngliche zurück, indem sie nun den Mast samt Mastkorb und Seilen mit einer Fichte und dem in ihren Ästen hängenden Weihenneste vergleicht — d. h. das Bild mit der Wirklichkeit.

Allenthalben in ihren Briefen spricht sie von ihren Sammlungen[65]; außer auf Münzen und andere Raritäten war ihr Interesse hauptsächlich auf Steine, versteinerte Tierabdrücke, Muscheln und derlei naturhistorische Dinge gerichtet. Oder wir erfahren, daß Freunde für sie sammeln.[66] Sie trennte sich nur schwer von diesen Dingen und nahm wohl die schönsten auch auf Reisen mit.[67] Dieser Beschäftigung verdankt das nächste der „Haidebilder“, „Die Mergelgrube“, seine Entstehung. Die Anregung dazu läßt sich nicht genau nachweisen. Sie kann zu der Zeit erfolgt sein, als Schücking noch Gast auf der Meersburg war und mit ihr nach Muscheln suchte,[68] sie

[65]) Schlüter, Briefe S. 47, 71. Schücking, Briefe S. 324, 37. Familienbriefe (Werke, IV) S 331, S. 316.

[66]) Schücking, Briefe S. 60.

[67]) S. Schücking: „A. v. D.“, ein Lebensbild, S. 128 f.

[68]) Schücking, Briefe S. 60.

kann auch nach seiner Abreise dadurch erfolgt sein, daß Schücking ihr schrieb, er sammle für sie.[69]) Jedenfalls beschäftigte sie sich damals anläßlich ihrer Arbeiten über Westfalen[70]) mit allem, was Westfalen und seine Natur betraf und in den um diese Zeit oder etwas früher entstandenen „Bildern aus Westfalen" spricht sie[71]) auch von „dem wandernden Naturforscher, der neben seinem überfüllten Tornister kniet und lächelnd die zierlich versteinerten Muscheln und Seeigel betrachtet, die wie Modelle einer früherer Schöpfung hier überall zerstreut liegen." Sie schildert in dem Gedicht einen jener kurzen Ausflüge, wo sie mit dem Geologenhammer bewaffnet ihrem Sammlerneigungen nachging.

Schücking erzählt[72]): „Sie führte dabei zumeist ihren leichten Berghammer bei sich, und wir kehrten selten heim, ohne daß mir alle Taschen von allerlei Kieseln und Feuersteinen und anderen Raritäten gestarrt hätten." Wie lieb ihr diese Streifereien früher waren, ersehen wir aus einem Briefe an Schlüter v. J. 1839[73]): „Ich habe dies Steinklopfen mit Passion getrieben, so lang es eigentlich niemand recht war; heimlich fortgestohlen habe ich mich, um im Steinbruche zu picken, Essen und Trinken habe ich darüber vergessen und nun muß man mich treiben wie den Esel zur Mühle."[74])

In der Komposition ähnelt dies Gedicht dem „Hünenstein". Wie dort wird die sie umgebende Natur mehr und mehr Phantasiegebilde.

Hüffer, in dessen Händen sich der schriftliche Nachlaß Annettens (zu dem auch die Manuskripte der zu Annettens Lebzeiten veröffentlichten Gedichte, soweit noch vorhanden, gehören) befindet, teilt mit,[75]) daß das nächste der „Haidebilder", „Die Krähen", auf einem Blatte niedergeschrieben ist, das zugleich über eine Handschrift der

---

69) Ebenda.

70) S Familienbriefe (Werke, IV) S. 304 f., 308. Schücking, Briefe S. 88 ff. und a. a Stellen.

71) Werke, IV, S. 127.

72) Lebenserinnerungen I, S. 155.

73) Schlüter, Briefe S. 138.

74) Vergl. auch Schücking „A. v. D."

75) S. 261.

Laßbergischen Bibliothek Auskunft gibt. Es ist also ebenso wie die anderen „Haidebilder“ auf der Meersburg geschrieben und ihre eigene Bemerkung, daß sie alle diese Gedichte in einem Zuge geschrieben habe, ist gerechtfertigt. Dem widerspricht, wie schon Hüffer [76]) andeutet, die Zeitangabe, die in dem Gedicht enthalten ist, [77]) und die auf das Jahr 1838 hinweist. Die kurze, gedrängte Komposition der Erzählung der Krähe, die in sechs zehnzeiligen Strophen die Schlacht am „Loener Bruch“ schildert, beginnt wie das Epos mit einer Schilderung Christians von Braunschweig (wie dort mit Zurückgreifen auf das frühere Leben des Helden) und schließt daran, natürlich ohne alle Episoden, die Schilderung der Schlacht. Das scheint zunächst darauf hinzudeuten, daß wir es in diesem Teil des Gedichtes mit einem ersten Entwurf zu thun haben, den die Idee, die „Loener Schlacht“ zu schildern, angeregt, ehe Annette die historischen Quellen zu Rate zog. Dem widerspricht aber ebenfalls die Jahreszahl 1838, da nach dem Briefe, den Annette am 18. November 1837 an Schlüter schrieb [78]), damals schon der ganze erste Gesang des „Loener Bruchs“ fertig war. Dieser und der Brief vom Neujahrstage 1838 [79]) zeigen ferner, daß der „Loener Bruch ursprünglich „Christian von Braunschweig“ heißen sollte, was sich auch in der am meisten detaillierten und individualisierten Schilderung dieses Feldherrn im ersten Gesange bestätigt. Zu diesem Titel hätte nur eine weniger ausführliche Schilderung der Schlacht gepaßt, als die, die das Gedicht jetzt, wo es „die Schlacht am Loener Bruch [80])“ heißt, enthält. Da sie im Jahre 1838 nun den zweiten Gesang, der die eigentliche Schilderung der Schlacht enthält, schrieb, glaube ich mit Bestimmtheit annehmen zu müssen, daß wir in den Versen [81]):

---

[76]) Ebenda.

[77]) „An einem Sommerstag — heut sind es grad
Zweihundert fünfzehn Jahr.“

[78]) Schlüter, Briefe S. 95.

[79]) Ebenda S. 97.

[80]) Dieser Titel zum erstenmal erwähnt in einem Briefe vom Febr. 1838 an ihre Mutter. (Werke, IV, S. 286).

[81]) Str. 3 der Erz. der Krähe.

„An einem Sommertag, — heut sind es grad
Zweihundert fünfzehn Jahr, es lief die Schnat
Am Damme drüben damals bei den Föhren —
Da konnte man ein frisch Drommeten hören,
Ein Schwerterklirren und ein Feldgeschrei,
Radschlagen sah man Reuter von den Rossen,
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
Entlang die Gleise ist das Blut geflossen,
Granat' und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kibitze am sand'gen Grund"

den ersten Entwurf dazu vor uns haben.[82]) Sie verwarf diesen Entwurf und ersetzte ihn durch einen breiter und weiter ausgeführten, als sie erkannte, daß die bisherige Komposition (des zweiten Gesanges) für den „Christian" nicht mehr passe, und das Ganze in den „Loener Bruch" umwandelte. Diese Strophe enthält nicht einen einzigen Bezug auf die erzählende Krähe, wie sämtliche andere Strophen, was mit für die oben ausgesprocheue Ansicht eintritt.

Als Annette diese Schilderung der Schlacht verwarf, übernahm sie — vielleicht sogar wissentlich — alle Einzelheiten mit in die neue hinüber. Der Sommertag wird näher geschildert als

„ein heiß und klarer Tag,
Wie der August ihn bringen mag." [83])

Von den anderen Einzelheiten, die sie übernahm, führe ich nur noch an:

„Und übern Grund sechs Stunden lang
Sah man wie Hühnerschwärm' in Haufen
Granat' und Wachtel pfeifend laufen.[84])

---

[82]) Daß diese Zeilen 5füßige, der „Lohner Bruch" 4füßige Jamben aufweist, widerspricht dieser Annahme kaum. Entweder ist dies mit der Grund, weshalb sie diesen Entwurf verwarf, oder wir können annehmen, daß er ursprünglich auch 4füßig geschrieben war und erst bei der Verwendung für „die Krähen" 5füßig gemacht wurde.

[83]) Vers 697—98.

[84]) Vers 883—85.

Um die oben angeführte Schilderung der Schlacht schloß sich nun (1841—42) das Gedicht „Die Krähen“ zusammen. Vielleicht hatte sie den Entwurf auf einem Zettel, vielleicht hat sie ihn aber auch aus dem Gedächtnis niedergeschrieben. Sie konnte sich diese Wiederholung um so ruhiger gestatten, da der Schwerpunkt dieses neuen Gedichtes ganz wo anders liegt. Sie selbst bezeichnet ihn in einem Briefe an Frau Schücking[85]: „Zweitens kann das achte Haidebild nicht die Raben heißen, sondern muß wieder zu dem Früheren „Krähen“ degradiert werden. Levin hat diese Abänderung damals gemacht, ohne sich des Inhalts recht zu erinnern, wo Krähen und Raben einander gegenübergestellt werden, — nämlich ein Schwarm Haidekrähen, geschwätzig, gemein, und dem Alter nach nur noch Kinder gegen den vornehmen, ernsthaften, tausendjährigen Raben, der sie von seiner dürren Fichte mit Verachtung betrachtet. Dieses ist der Haupthumor des Gedichtes.“ Aber auch die Anregung zu dieser Auffassung liegt wiederum im „Loener Bruch“, in einer Stelle, die ihr gegenwärtig gewesen sein muß, meine ich, als sie „Die Krähen“ schrieb:

„Und in demselben Augenblick
Ein Rabenschwarm, so schwarz und dicht,
Daß er gehemmt der Sonne Licht,
Stieg krächzend hinterm Liesner auf,
Dann langsam streichend übers Heer;
Die Flügelschläge klatschten schwer,
Und tausend Augen hoben sich.“[86]

Es ist, als ob in „Die Krähen“ die Fortsetzung zu diesen Versen stünde, wo sich dieselbe ungeheuer große Zahl Vögel auf die Leichen niederläßt:

„Doch als die Sonne färbt der Föhren Spalten,
Ha, welch ein köstlich Mahl ward da gehalten!
Kein Geier schmaußt, kein Weihe je so reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich.“

---

[85] Briefe, S. 286.
[86] Vers 790—96.

Den engen Zusammenhang mit den andern „Haidebildern“ nach Inhalt und Entstehungszeit bekundet auch die germanische Mythologie (wie in „Der Hünenstein“) am Schlusse des Gedichtes. Ich möchte das Gedicht daher als nach dem „Hünenstein“, wo sich diese Phantasien über die germanische Urzeit ungezwungener ergeben, entstanden annehmen.

Dem „Hirtenfeuer“ entsprechen im „Loener Bruch“ die Wachtfeuer.[87])

Der „Haidemann“, der in mancher Beziehung Ähnlichkeiten mit dem „Hünenstein“ aufweist, wird auch schon im „Loener Bruch“ geschildert und erwähnt.[88])

„Das Haus in der Haide“ steht nur im Gedicht in „dunkler Föhren Mitte“, während es im „Loener Bruch“ „von Ulmenschatten halb versteckt“ liegt.[89])

Die schaurige Stimmung, die im „Hünenstein“ und im „Haidemann“ waltet, hat auch das Gedicht „Der Knabe im Moor“ entstehen lassen. Den Versen, denen die beiden erstgenannten Gedichte ihre Entstehung verdanken, gehen folgende[90]) voran, die, an einigen Stellen fast wörtlich, dasselbe Bild entwerfen wie die erste Strophe des „Knaben im Moor“:

„Doch schauriger die Haide weit,
Wo Lichter flattern übers Moor,
Die Kröte unterm Rasen schrillt
Bei jedem Tritt es schwankt und quillt
Und dampfend aus dem Grund empor
Sich Nebelchaos wirbelnd streckt . . .“

Dies Gedicht weist auch engen Zusammenhang mit ihrer damaligen Arbeit an ihren Schriften über Westfalen auf. Mit den „Bildern

---

[87]) Vers 310, 319 und 356.
[88]) Vers 990.
[89]) Vers 647.
[90]) Vers 975–980.

aus Westfalen" stimmen die drei Gespenstertypen überein, die Spinnerin, der diebische Torfgräber und der kopflose Geiger.[91]) In „Bei uns zu Lande auf dem Lande", dem Annette nach einem Briefe an Schlüter[92]) auf der Meersburg besonderen Eifer zuwenden wollte, ist das Gedicht als „Knabe im Rohr"[93]) erwähnt; und zwar im letzten Teil vor dem Abbrechen des Fragmentes,[94]) der wohl sicher erst auf der Meersburg entstand.

Von allen „Haidebildern" allein die „Vogelhütte" scheint mir früher entstanden zu sein. Eine Zeitbestimmung über die Zeit ihrer Abfassung ist nicht aufzufinden. Der geringe künstlerische Wert jedoch, die launisch-mißmutige Stimmung des Ganzen lassen kaum die Annahme zu, daß dieses Gedicht wie die andern ernsten und tiefen Haidebilder aus der Sehnsucht, dem Heimweh entstanden sei. Ein solches Gedicht kann nur in der Situation selbst oder kurz darauf entstehen, ehe sich der Stoff künstlerisch geklärt hat. Da zudem Kreiten[95]) zeigt, daß mit dem Gedicht eine ganz bestimmte Vogelhütte in der Nähe von Hülshoff,[96]) die Annettens Vater hatte errichten lassen, gemeint ist, und Annette selbst sagt:

„Hier möcht' ich Haidebilder schreiben, zum Exempel:
»Die Vogelhütte«, nein — »der Heerd«, nein besser:
»Der Knieende in Gottes weitem Tempel«"

scheint mir unzweifelhaft, daß das Gedicht in Hülshoff entstanden ist, und zwar wohl vor der Zeit, wo sich Annette zu dem kleinsten Spaziergange treiben lassen mußte,[97]) d. h. vor 1839; sie war, wie ihre Briefe zeigen, auch nachdem ihre Mutter Rüschhaus bezogen, noch des öfteren in Hülshoff.

---

[91]) Werke, IV, S. 159 unten.

[92]) Schlüter, Briefe S. 183 f.

[93]) S. Anm. 13 und 14.

[94]) Werke, IV, S. 55.

[95]) Werke, III, S. 50, Anm. 1.

[96]) Daß nicht Rüschhaus gemeint sein kann, dafür spricht, daß Annette vom „Schlosse" spricht.

[97]) S. S. 25

Den „Haidebildern" reihen sich aus der nächsten Abteilung „Fels, Wald und See" zwei Gedichte unmittelbar an: „Das öde Haus" und „Im Moose", die vielleicht nur erst beim Ordnen der Gedichtsammlung in diese Abteilung gerückt sind, um etwas Verschiedenheit des Tones hineinzubringen.[98]) Ursprünglich haben sie wahrscheinlich zu den „Haidebildern" gehört.

Die Entstehung beider ist ebenfalls auf den Winter 1841—42 anzusetzen; genaueres ist nicht festzustellen.

Während die bisherigen westfäiischen Gedichte auf Stoffen und Stimmungen von Annettens engerer Heimat, dem münsterischen Haideland beruhen, führt uns „Das öde Haus" in das gebirgige Westfalen. Annette hatte dieses außer auf ihrer Reise ins Sauerland 1824[99]) bei den häufigen Besuchen, die sie seit ihrer Jugend im Paderbornischen, auf den Gütern ihrer Verwandten, Bökendorf und Apenburg[100]), machte, kennen gelernt. In der Nähe eines dieser Landsitze muß sich das zerfallende Försterhaus befunden haben, das Annette in diesem Gedicht behandelt; am wahrscheinlichsten bei Apenburg, denn dort trat ihr alles, was auf den Forst Bezug hat, besonders deutlich entgegen, die dortige Wilddieberei lieferte ihr mehrere Motive für die „Judenbuche".[101]) An das gebirgige Westfalen wurde Annette — außer durch ihre Arbeit an den Westfälischen Bildern, in denen hauptsächlich Kap. II diesem Landstrich gewidmet ist, — durch ihre „Judenbuche" erinnert, die im April 1842 im Cottaschen „Morgenblatt" zu erscheinen anfing und über die sie am 4 Mai 1842 vn Schücking schreibt.[102]) Sehr wahrscheinlich haben aber auch einige in der Nähe von Meersburg gelegene romantische Schluchten und

---

[98]) S. die mehrfach zitierte Briefstelle über das Ordnen der Sammlung Schücking S. 245.

[99]) S. Hüffer.

[100]) S. Schlüter, Briefe S. 105, 128, 140, die 1838 und 39 geschrieben sind, aus Apenburg. Familienbriefe (Werke, IV) S. 258 (1819—20), S. 260 (desgl.), S. 293 (1838) aus Bökendorf.

[101]) Schlüter Briefe S. 132 f.

[102]) Schücking, Briefe S. 49 f.

Tobel, zu denen sie selbst auf kurzen Spaziergängen gelangen konnte, die Erinnerung an ein ähnliches, heimatliches Bild geweckt. Erwähnt wird das Gedicht in ihren Briefen nur einmal anläßlich einiger nebensächlicher Korrekturen.[103])

Der Dichter kann sich den Einflüssen seiner Umgebung nicht entziehen. Wie sich im großen die Zeitströmungen in seinen Werken spiegeln, so fließt unmerklich oft als Bild und Vergleich die wirkliche Umgebung des Dichters in seine Phantasiegebilde hinein In dem Verse:

„Da stand die Welle wie an Ufers Borden"

trägt das Gedicht „Im Moose" den Stempel seiner Entstehung am Bodensee. Die Nähe wirklicher Wellen ließ Annette dies hier wenig zutreffende Bild finden; es ist zudem nur möglich, von einem steilen, felsigen Gestade wie dem Meersburgs das Bild zu brauchen; auf ein flaches Ufer würde „stand die Welle" nicht passen.[104]) Das Gedicht entspricht in seiner Stimmung dem „Hünenstein"; hier heißt es:

„Als jüngst die Nacht dem sonnenmüden Land
Der Dämmerung leise Boten hat gesandt —"

Dort:

„Zur Zeit der Scheide zwischen Nacht und Tag
Als wie ein siecher Greis die Haide lag —"

Dämmerung hier wie dort. Während sie aber dort die schwere Nebelstimmung die gespenstische Gestalt erblicken läßt, führt sie der stille Frieden dieses leisen Tagesscheidens zur Einkehr in sich und zum Gedenken an ihre Lieben. Sie hat dieses letztere Thema oft

---

[103]) Ebenda. S. 254 f.

[104]) Kreiten scheint nach seiner Anmerkung (Werke, III, S 113, Anm. 1) zu den Versen:

„Doch wußte ich, es war der Heimat Licht
In meiner eigenen Kammer angeschlagen,"

anzunehmen, daß dies Gedicht sich auf die Meersburg beziehe und zwar wohl durch den oben von mir zitierten Vers verführt. Abgesehen davon, daß die ganze Naturschilderung auf Meersburg nicht paßt, dürfte auch schon die „Haiderose" in der ersten Strophe vom Gegenteil überzeugen.

behandelt: „Meine Toten“,[105]) „Das Bild“,[106]) „Durchwachte Nacht“[107]) und viele andere Gedichte. Diese Gedichte sind keineswegs etwa durch Freundschaftsgedichte der Lyriker, die sie in ihrer Jugend las, beeinflußt; sie stehen im künstlerischen Werte alle ziemlich gleich; es ist kein Fortschritt zu verzeichnen. Sie waren für Annette auch nicht Kunstwerke, sondern nur Worte ihres tiefen, liebevollen Herzens, das sich in genau derselben Art wie in den Versen ihrer Gedichte in der Prosa ihrer Briefe[108]) ausspricht.

Aus der Abteilung „Fels, Wald und See“ sind noch die beiden Gedichte „Am Weiher“ westfälischen Ursprungs; aber sie tragen kein charakteristisches Gepräge. Sie entstammen früherer Zeit und sind schon in dem Gedichtbuch von 1838 enthalten gewesen. In einem Briefe an Schlüter[109]) vom Jahre 1837 werden sie zuerst erwähnt. Sie beziehen sich wohl auf denselben Weiher, dem die fünf Gedichte in den „Haidebildern“ gelten, und zeigen deutlich, wie Annette noch durchaus nicht auf der Höhe der späteren Gedichte steht. Das erste scheint noch zu den Jugendgedichten zu gehören; es lehnt sich ganz an Matthisson an. Das Versmaß, das Annette sonst nirgends[110]) anwendet, entspricht dem des Matthissonschen schönen „Mondscheingemäldes“.[111]) Die spielend fortlaufende Diktion, das Durchgehen des Satzes durch mehrere Strophen, das für Matthisson charakteristisch ist,[112]) findet sich hier. Die Einleitung eines Gedichtes durch eine Schilderung, die mit mehrmals wiederholtem „Wo“ beginnt, ist bei

---

[105]) Ged. S. 118.

[106]) „Letzte Gaben“. Werke, III, S. 362.

[107]) Ebenda S. 316.

[108]) Schlüter, Briefe S. 177 ff. als Beispiel.

[109]) Briefe S. 77.

[110]) Außer in „Vor 40 Jahren“ (Ged. S. 24), in dem sie aber eben diese Richtung ihrer Jugendgedichte verspottet.

[111]) Ged. S. 97. Es ist überhaupt ein von Matthisson sehr beliebtes Versmaß; er wendet es u. a. noch an in „Abendgemälde“ (S. 91), „Der Alpenwanderer“ (S. 69), „Das Totenopfer“ (S. 82).

[112]) Vergl. „Die Kinderjahre“ (S. 15), „Abendgemälde“.

Matthisson ebenfalls sehr beliebt.[113]) Wie Matthisson die Natur gewissermaßen immer als Gemälde sieht, so sagt auch sie hier „schön zum Malen“. Und auch die Pointe:

„Die Luft ist stets die beste,
Die man sich selber macht“

ähnelt in ihrem Preise der Bescheidenheit, der zufriedenen Lebensauffassung durchaus den Schlußgedanken, die Matthisson anzuwenden pflegt, z. B. seinen Versen:

„Mich labt der Weste Fächeln
Am Hainquell, mich entzückt
Ein Veilchen, das mit Lächeln
Mir die Erwählte pflückt.“ [114])

Wenn wir die künstlerische Vollendung des „Hospizes“, das 1828—32 entstand, bedenken und die Selbständigkeit, die sie in dieser epischen Dichtung schon errungen hat, müssen wir dies Gedicht noch sehr viel weiter als 1828 zurückdatieren. Ein genauer Anhalt für ein bestimmtes Jahr findet sich nicht.

Das zweite Weihergedicht „Ein harter Wintertag“ ist unstreitig viel später entstanden. Daß sie darin von den „Oasen, die des Arabers Sehnsucht kennt“, was höchstens auf ihre oben schon erwähnte Beschäftigung mit J. v. Hammers „Rosenöl“ deuten könnte, spricht, ist für die Datierung belanglos, da sie erst 1838, wo die orientalischen Gedichte entstanden, sich in Apenburg mit dem Buch befaßte, die Weiherlieder ja aber schon 1837 erwähnt werden. Aber stilistisch steht dies Gedicht ihren späteren schon näher. Ihr Ausdruck wird schon charakteristisch, gleichviel, ob er dadurch vielleicht an Schönheit verliert: sie spricht von der „plumpen“ Erde. Und die gerade die Gedichte aus ihrer reifen Zeit kennzeichnenden und in ihnen so häufig auftretenden Gedanken an ihre lieben Verstorbenen geben auch diesem Gedicht eine abschließende Weihe. Daß es als Pendant zu dem ersten Weiherlied gedichtet ist, erklärt Einzelnes, was noch auf früher zu deuten scheint.

[113]) Z. B. in „Beruhigung“ (S. 136).
[114]) Ged. S. 96.

Annette hatte beim ersten Ordnen der Gedichtsammlung die Gedichte auf Verstorbene als eine Abteilung zusammengestellt. Sie fand diese Abteilung monoton, that die gelegenheitlichen Gedichte an lebende Freunde und einige wenige andere Gedichte zur Unterbrechung des Gleichtones hinzu und gab dieser Abteilung die Überschrift „Vermischte Gedichte". Trotzdem macht diese Abteilung einen vielleicht zu gleichförmigen Eindruck; der Gedanke an ihre fernen Lieben, den wir schon in den Gedichten „Am Weiher II" und „Im Moose" ihre Seele erfüllen sahen, wird hier in den mannigfachsten Variationen wiederholt. Die Stoffe zu objektiv schildernden Gedichten, die ihr die Heimat bot, sind in den „Haidebildern" so gut wie erschöpft; etwas anderes mußte Mittelpunkt werden, wenn sie, ohne sich zu sehr zu wiederholen, noch mit denselben oder ähnlichen Bildern der Phantasie arbeiten wollte. Wie bisher die Natur im Mittelpunkt ihrer westfälischen Gedichte gestanden hatte, standen dort jetzt die Menschen.

„Katharina Schücking" stammt[115]) aus dem Jahre 1831. Anlaß des Gedichtes ist der Tod dieser damals in Westfalen beliebten, übrigens wenig begabten Dichterin, deren Poesien nicht gesammelt erschienen sind. Sie ist die Mutter Levin Schückings; die Freundschaft, die Annette seit ihrer Bekanntschaft (1813—14) für sie hegte, übertrug sie nach Katharinens Tode auf deren Sohn Levin.[116]) In Strophe 2 heißt es:

„Als zitternd ich gedreht der Thüre Schloß,
Da ich zum ersten Mal dich sollte schauen,
Westfalens Dichterin, und wie da floß
Durch mein bewegtes Herz ein selig Grauen."

Es ist wahrscheinlich, daß die Gestalt dieser Dichterin, die wir „Westfalens Dichterin" nur nennen dürfen, weil die Schwingen ihres kleinen Talentes ihre Gedichte nicht über die engen Grenzen ihrer Heimat trugen, in Annetten das Streben erweckt habe, in

[115]) Nach Werke, III, S. 137.

[116]) Ebenda s. Biographisches. Auch Schückings „Lebenserinnerungen", -, S. 16 ff.

einem tieferen Sinne „Westfalens Dichterin“ zu werden. Wenigstens nennt sich Annette in demselben Gedicht ihre Schülerin.

„Gruß an Wilhelm Junkmann“ ist die Antwort auf das obenerwähnte „An eine Münsterländerin am Bodensee“, das Junkmann ihr nach Meersburg gesandt hatte. Die Verse in Junkmanns Gedicht:

„Freundlich herzlichen Gruß und freundliche Frage erlaub' uns,
Die du weilest so fern, dort in dem blühenden Land.
Denkst du der lieblichen Heimath, der waldesdunkelen gerne?“

verbieten die Annahme, daß es sich mit den beiden Gedichten umgekehrt verhalten habe. Vorzüglich charakterisiert sie Junkmann[117]) als Westfalen mit den Versen:

„Er selbst ein wunderlich Gedicht,
Begriffen schwer, doch leicht gefühlet.“

Die Entstehung des Gedichtes „Instinkt“ steht wohl in Zusammenhang mit der „Mergelgrube“. Während sie hier mineralogische Thatsachen zu einer Vorweltphantasie führen, spinnt sie in „Instinkt“ aus botanischen Problemen eine psychologische Gedankenreihe. Auf exakter Naturkenntnis beruhen beide Gedichte. Diese geht schon auf ihre frühe Jugendzeit zurück. Ihr Vater war ein großer Gartenliebhaber,[118]) hatte viele botanische Kenntnisse und pflegte die wilden Blumen der Umgegend in Gartenbeeten; Annette hatte für diese Liebhabereien großes Interesse, wie uns unter anderem ein Brief beweist, in dem sie ihrem Vater erzählt, daß sie von Freundinnen, die schöne Orchideen besitzen, botanische Namen aufschreiben läßt.[119]) Unter den wilden Blumen, die der Freiherr in seinen Garten verpflanzte, wird sich sicherlich auch der in den westfälischen Haiden häufig vorkommende[120]) insektenfressende Sonnenthau befunden haben; anläßlich dieser Pflanze mögen die anderen botanischen Rätsel, deren das Ge-

[117]) Biographisches s. Werke, III, S. 147, Anm. 1.

[118]) S. die Schilderung ihres Vaters in „Bei uns zu Lande auf dem Lande“. Werke, IV, S. 52.

[119]) Werke, IV, S. 259 f.

[120]) Nach Werke, III, S. 170, Anm. 1.

dicht erwähnt, besprochen worden sein und die Dichterin oft und lange beschäftigt haben.

Schücking erzählt in seinen „Lebenserinnerungen“ [121]): „Ein Mal in jeder Woche auch, am Dienstage, wanderte ich nach Tisch zu ihr hinaus, über Ackerkämpe, kleine Haiden und durch ein Gehölz, an dessen Ende ich oft ihre zierliche kleine Gestalt wahrnahm, wie sie ihre blonden Locken ohne Kopfbedeckung dem Spiel des Windes überließ, auf einer alten Holzbank saß und mit ihrem Fernrohr nach dem Kommenden ausblickte.“ Das war 1838 gewesen; aber sie hatte diese lieben Dienstage, an denen sie ihr Freund besuchte, nicht vergessen. Mitte September 1842 schreibt sie aus Rüschhaus an Schücking [122]): „Neulich war mir so ungewohnt wohl zu Muthe, ich wußte selbst nicht warum, endlich merkte ich, daß es Dienstag war und ich Dich erwartete. Lieber Gott, wo sind die Zeiten hin! Ich konnte es denn doch nicht lassen, mit meinem Fernrohr zu meiner Bank zu wandern, und das Herz klopfte mir ordentlich, als ich etwas durch den Schlagbaum kommen sah; es war aber nur ein sehr schäbiger Bauer mit einem noch schäbigeren Hunde.“ Seit Annette die Meersburg verlassen, hatte ihre rege Produktion nicht nachgelassen.[123]) Hatte sie dort die Sehnsucht nach ihrer geliebten Heimat zu ihren „Haidebildern“ angeregt, so bewegte sie jetzt die Sehnsucht nach lieben Freunden. „Die Bank“ ist die von Schücking und ihr erwähnte alte Holzbank, und was sie in dem Briefe an Schücking schreibt, ist die Veranlassung zu diesem Gedicht.[124])

Die Gründe, die Kreiten [125]) dafür anführt, daß „Meine Sträuße“ im Jahre 1842 oder 1843 in Rüschhaus entstanden, sind stichhaltig.

---

[121]) Band I, S. 154.

[122]) Briefe, S. 117.

[123]) S. Schücking, Briefe S. 105.

[124]) Die einzelnen Personen, die in dem Gedicht gemeint sind, s. in den Anm. zu S 179 f. Werke, III. Daß sie Schücking, den sie sich einredet, kommen zu sehen, nur unbestimmt mit „Was Liebes“ bezeichnet, beruht darauf, daß sie in dies reine Freundschaftsverhältnis niemandem Einblick verstatten wollte. Vergl. Schücking, Briefe S. 118 und 592. Auch S. 120.

[125]) Werke, III, S. 221, Anm. 1.

Es liegt allerdings auch am Tage, daß Strophe 4 erst nach ihrem Meersburger Aufenthalt entstanden sein kann und daß der Übergang vom Präteritum ins Präsens (Str. 6) den Übergang von Erinnerung zu Wirklichkeit bezeichnet. Auch die Stimmung wehmütiger Erinnerung, die sich in anderen Gedichten dieser Zeit ausspricht (wie auch in ihren Briefen), ist Inhalt dieses Gedichtes. Mit den Erinnerungen, die sich an den „Weiher drüben am Haage" anknüpfen, beginnt es; und es scheint, als fühlte sie in dem, was sie in der Fremde Nicht-Westfälisches gedichtet, einen unechten Ton, wenn sie die Erinnerungen an andere Tage in der Heimat und die westfälische Wirklichkeit, die den Schluß des Gedichtes bilden, mit der Strophe einleitet:

„Und ihr meine Sträuße von wildem Haid',
Mit lockerem Halme geschlungen,
O süße Sonne, o Einsamkeit,
Die uns redet mit heimischen Zungen!
Ich hab' sie gepflückt an Tagen so lind,
Wenn die goldenen Käferchen spielen,
Dann fühlte ich mich meines Landes Kind,
Und die fremden Schlacken zerfielen."

Die „Tage so lind" empfindet sie zwiefach als vergangen. Denn nach ihrer Rückkehr von Meersburg begann sie in Rüschhaus erst eigentlich wieder zu dichten, als „die bösen kurzen Tage" gekommen und das kalte, schmutzige Wetter sie aus Zimmer bannte.[126]) Aber auch an vergangene Liebe mag sie gedacht haben, wie sie sie in dem vorher entstandenen Gedicht „Die Taxuswand" schildert.

Kreiten hat zu diesem Gedicht eine Anmerkung[127]) geschrieben, die die Örtlichkeit, die in diesem Gedichte geschildert wird, genau angibt. Wir hatten schon mehrmals Gelegenheit,[128]) zu sehen, daß wir uns bei Kreiten nur auf das absolut Thatsächliche verlassen können; seine Schlüsse verbinden mit einer möglichst großen Ober-

---

[126]) Schücking, Briefe S. 125. An dieser Stelle spricht sie es übrigens auch aus, „daß nur die Sehnsucht poetisch ist".

[127]) Werke, III, 224, Anm. 1.

[128]) z. B. anläßlich „Ungastlich oder nicht?" s. oben.

flächlichkeit und Uninformiertheit sichtlich das Bestreben, wesentlich anderen Zwecken zu dienen als der historischen Forschung und der Erkenntnis der Wahrheit, die sie im Gegenteil an mehreren Stellen offenkundig zu verhüllen bestrebt sind.[129]) Die Fehler sind allerdings so augenfällig, daß sie auf den ersten Blick erkannt werden. Dieser Art ist das weitere, was die Anmerkung zur „Taxuswand“ enthält. Kreiten ist bestrebt, die unzweifelhaft in diesem Gedicht ausgesprochene Jugendliebe der Dichterin in deren kindliche Liebe zu ihrem Vater zu verwandeln. Die in dem Gedicht enthaltene Zeitangabe, achtzehn Jahre sind vergangen, bezieht er daher auf 1826, das Todesjahr von Annettens Vater, und erhält so als Entstehungszeit 1844 (oder, da es 1844 schon erschien, kurz vorher). Seine Unkenntnis davon, daß das Gedicht bereits in der ersten Hälfte 1842 im Cottaschen „Morgenblatt“ erschien,[130]) kam ihm bei dieser Rechnung nur zu statten. Das Gedicht würde aber auch ohne die Zeitangabe Kreitens Ansicht gründlich widerlegen. Ich halte es für völlig unmöglich, daß Annette, wie Kreiten ausführt, das Schloß Hülshoff ihren „Liebsten“ [131]) nennt; daß ferner Verse wie

„Wo ich das Leben früh
Mit glühen Lippen trank“

oder

„Du, unsrer Liebe Thron
Und Wächter manche Zeit“

sich auf kindliche Liebe beziehen können. Wir sahen, daß Annette bei den „Krähen“ die auf 1838 weisende Zeitangabe nicht änderte, als sie 1842 das Gedicht ausführte. Ebenso scheint es bei der „Taxuswand“ zu liegen: ein früherer Entwurf, den Annette 1841—42 ausgeführt. Bei der Schnelligkeit der Produktion, mit der sie im

---

[129]) In seinen Einleitungen und Anmerkungen zum „geistlichen Jahr“ tritt dies besonders hervor.

[130]) Hüffer, S. 262.

[131]) Daß sie an der Stelle nicht von „dem Liebsten“ (neutrum) spricht beweist die Zusammensetzung „meines Liebsten Brau“. Die Stelle ist wohl so zu verstehen, daß er sich hinter der Hecke versteckte und hindurchsah.

Winter 1841—42 ein Gedichtwerk schuf, in dem ein ganzes Leben liegt, konnte sie auch keinen brauchbaren Entwurf verloren gehen lassen; daß dies auch kaum geschehen ist, beweisen die verhältnismäßig wenigen Gedichte überhaupt und wenigen westfälischen Gedichte insbesondere, die in den letzten vier Jahren ihres Lebens 1844—48 entstanden sind. Über diese Jugendliebe ist nichts Genaues festzustellen.[132]) Alle auf sie bezüglichen Gedichte — außer diesem „Junge Liebe", „Brennende Liebe", „Die Nadel im Baum" — geben Anhaltspunkte dafür oder weisen wie dies Gedicht[133]) bestimmt darauf hin, daß sie auf dem Lande, in Hülshoff, von der Dichterin durchlebt ist. Hüffer[134]) schließt auf grund des Liebesmotivs in „Bertha" und im „Walther", daß ihre Neigung zu einem jungen Arzt, von der Schücking erzählt, etwa in die Jahre 1814—17 falle. Die erste Anregung zu diesem Gedicht würde danach in den Jahren 1832—35 liegen. Annette hat später noch mehrere Anträge bekommen und soll einen schon angenommen haben,[135]) auf spätere Zeit paßt indessen die Schilderung, die sie von sich als ganz jungem Mädchen in diesem und den anderen Gedichten gibt, nicht.

„Sit illi terra levis" steht in Zusammenhang mit dem Gedicht „Die Bank". Ein Vers wiederholt sich beinahe wörtlich in beiden Gedichten:

„Es waren schlimme Wege, rauh und weit"

und

„Dem keine Wege schlimm und weit."

Die Strophe 3 aus „Die Bank" und „Sit illi terra levis" beziehen sich beide auf den Hauskaplan Wilmsen[136]) in Hülshoff.

---

[132]) Ihre Briefe ergeben nichts. Von Annettens Verwandten ist die Quelle der Mitteilung an Annettens Biographen anscheinend in diesem Punkte sehr spärlich geflossen. Schückings Andeutungen sind die einzige Quelle.

[133]) und wie „die Nadel im Baume". Beide Gedichte können wir, da die einheimische Natur in ihnen breiten Raum einnimmt, als westfälische betrachten.

[134]) S. 52 ff.

[135]) S. 101.

[136]) Biographisches s. Werke, III, S. 232, Anm. 1

Wilmsen starb im Frühjahr 1841 Der Ton des Gedichtes deutet darauf, daß es bald nach Wilmsens Tode verfaßt ist. Es ist also früher als „Die Bank" entstanden und Strophe 3 in diesem letzteren Gedicht ist eine kurze Zusammenfassung dieses ganzen Nachrufes: Ein neuer Beleg dafür, wie intensiv jeder Stoff, den Annette einmal behandelt hatte, sie beschäftigte, was die Extensität ihres Talentes hinderte und sie ihr Leben lang im Banne Westfalens hielt.

„Neujahrsnacht" bezieht sich nicht, wie man zunächst annehmen könnte, auf Münster, sondern auf Bonn.[137])

Gleich das erste Gedicht der nächsten Abteilung „Scherz und Ernst" ist westfälischen Ursprungs: „Dichters Naturgefühl". Daß das Motiv zu diesem Gedicht in Hülshoff zu suchen ist, beweist uns der in „Bei uns zu Lande auf dem Lande" ebenfalls auftretende poetische Schreiber;[138]) hier heißt er Wilhelm, dort Friedrich. Eine genaue Entstehungszeit ist nicht anzugeben.

Ebensowenig wie oben für die „Taxuswand" läßt sich für „Die Nadel im Baume" Genaueres über ihre Entstehung feststellen; sicher ist, wie schon oben angeführt, daß sich dieses Gedicht auf dieselbe Jugendliebe der Dichterin bezieht.

Merkwürdig unvollendet, auf der Stufe einer eigentlich nur einleitenden Schilderung stehen geblieben scheint „Die Schmiede". Aber auch die Einführung in diese Schilderung setzt uns nicht so kräftig mitten in die Situation hinein, wie dies sonst in Annettens Eigenart liegt. In der That ersehen wir auch aus dem Briefe[139]) Annettens an Schücking vom 6 Februar 1844, in dem sie übrigens die mangelnde Vollendung dieses Gedichtes erkennt, daß die ersten Strophen dieses Gedichtes im Druck fortgeblieben sind. In demselben Briefe teilt sie vier während des Briefschreibens entstandene Strophen als Schluß des Gedichtes mit, die in der Gedichtsammlung nicht gedruckt sind Sie lauten:

---

137) S. Strophe 9.

138) S. Werke, IV, S. 54 f.

139) Briefe, S. 249 ff.

„Am Pförtchen scharrt der Rappe, schnaubt
Dem Schlackenstaub entgegen,
Wo hinterm Hagen dichtbelaubt
Sich Liederklänge regen.[140])

's ist eine Stimme fest und klar
Wie Morgenfrische heiter;[141])
Nun durch die Spalten[142]) fliegen gar
Maßlieben Dold' und Kräuter.

Da wilder scharrt der Rappe, schwallt
Am Dach der Funkenreigen,
Und eine dunkle Nachtgestalt
Scheint aus dem Schlot zu steigen.

Und lockend[143]) schwankt[144]) der Äpfel Schein
Den Hagen zu berühren:
Will Pluto hier am Blüthenrain
Proserpina entführen?“[145])

Da diese Strophen keine Verbesserung oder auch nur Vervollständigung des Gedichtes bedeuteten, ließ sie Schücking fort. Sie tragen den Stempel, daß sie ohne Stimmung entstanden sind, an der Stirn. Die beiden fragenden Schlußverse sind nichts als eine variierte Wiederholung der letzten Verse im „Haus in der Haide“:

„Ist etwa hier im Stall vielleicht
Christkindlein heut geboren?“ —

Die Schmiede, die das Motiv dieses Gedichtes bildet, gehört zum Gute Hülshoff und liegt etwa 500 m von der Hülshoffer Brücke

---

[140]) Hier folgt im Brief: „(Nun kann das Lied folgen oder auch wegbleiben).“ Welches Lied ist nicht festzustellen.

[141]) Oder: „Wie Morgenluft so heiter.“

[142]) Oder: „Zweige“.

[143]) Oder: „zitternd“.

[144]) Oder: „sucht“.

[145]) Oder: „Der Ceres Kind entführen“ oder: „Will etwa Dis vom Blüthenraine Persephone entführen?“

(In Klammern beigefügte Varianten Annettens.)

entfernt.[146]) Die einzige Zeitangabe, die wir über die Entstehungszeit dieses Gedichtes finden, ist, daß es Annette als „alt“ bezeichnet.[147]) Wenn wir dies Gedicht indessen mit der Schilderung einer Schmiede, die sie uns in „Die Elemente IV“ gibt, vergleichen, so zeigt der enorme künstlerische Abstand beider Gedichte, daß die Schmiede ihrem Entwurf nach älter sein muß. „Die Elemente“ sind bereits vor 1838 geschrieben;[148]) wir müssen die Schmiede also auf noch frühere Zeit ansetzen.

Annette wollte,[149]) daß die „Schmiede“ und die Dichtung „Des alten Pfarrers Woche“ nebeneinander stehen sollten; sie mögen aus nicht zu entfernten Zeiten stammen. Außer in dieser Notiz geschieht der Dichtung Erwähnung in einem Briefe an Annettens Mutter vom 1. August 1838[150]) und in einem an Schlüter von 1837.[151]) Kreiten teilt mit,[152]) daß Annette „Des Pfarrers Woche“ Februar 1837 bei Schlüter vorgelesen habe; der Ton, in dem sie in dem Ostern 1837 geschriebenen Brief von der Dichtung spricht, ist durchaus so, daß Schlüter die Dichtung schon gekannt haben kann. 1838 wurde das Gedicht in dem Taschenbuch „Coelestine“ gedruckt.[153]) Da die Dichtung früher nicht und jetzt auf einmal so häufig erwähnt wird, dürfen wir, ohne fehl zu gehen, ihre Entstehung etwa 1836 ansetzen. 1836 war Annette in Eppishausen; auch diese Dichtung ist in der Fremde aus dem Gedanken an die Heimat entstanden. Nach den Aufzeichnungen eines Familienmitgliedes, die Kreiten abdruckt[154]) und die einen Pfarrer Jürgens als Modell für Annettens alten Pfarrer bezeichnen, ist das in der Nähe von Hülshoff gelegene Örtchen Roxel, am Freitag Hülshoff selbst, die zu grunde liegende Örtlichkeit.

---

146) Werke, III, S. 270, Anm. 1.

147) In demselben Briefe (S 258!).

148) Vergl. Hüffer, S. 174.

149) In demselben Briefe (S 258!).

150) Werke, IV, S. 294.

151) Briefe, S. 76 f.

152) Werke, III, S. 272, Anm. 1 Wahrscheinlich aus Schlüters Tagebuch, das ihm bekannt war

153) Ebenda und Hüffer S 173.

154) In ders Anm.

In den ersten Versen des „Mittwoch“ hat sich Kreiten, um das Versmaß regelmäßiger zu machen, eine willkürliche und jeder Berechtigung entbehrende Verbesserung erlaubt, wobei er die Version Annettens grundlos als irrtümlich bezeichnet.[155]) Die ersten Verse lauten in der Ausgabe von 1844:

„Begleitest du sie gern
Des Pfarrers Lust und Plagen:
Sich gleich an allen Tagen
Triffst du den frommen Herrn.“

Statt dessen setzt Kreiten:

„Des Pfarrers Lust und Plagen,
Begleitest du sie gern?
Sich gleich u. s. w.“

Ein Gedicht mit einem Konditionalsatz ohne „wenn“ einzuleiten, ist Annetten durchaus gewöhnlich; z. B. in „Das Spiegelbild“; „An die Weltverbesserer“, „Was bleibt“[156]) und in vielen anderen Gedichten. Daß hier ebenfalls ein solcher vorliegt, ist durch den Doppelpunkt deutlich genug bezeichnet. Die Verschlechterung, die den ersten Teil zu einem Fragesatz macht und damit die fortlaufende Diktion zerreißt, entbehrt also jeder auch nur scheinbaren Berechtigung.

Die Jahre nach dem Erscheinen ihrer Gedichtsammlung hat Annette abwechselnd in Westfalen und in Meersburg zugebracht, die meiste Zeit indessen in Meersburg, wo sie am 24. Mai 1848 starb. Sie hatte, um die Gedichtsammlung zu schaffen, ihre ganze Dichterkraft zusammengenommen und, indem sie ein fast über ihre Kräfte gehendes Werk unternahm, auch ihren schwachen und kranken Körper beherrscht. Jetzt läßt alles nach, sie scheint plötzlich zu altern, ihre schwache Gesundheit macht sich mehr und mehr bemerkbar. Sie schafft nur noch weniges; wenn auch einiges sehr Bedeutende sich darunter findet, sie hat doch die Kraft nicht mehr, aus dem Schatze ihrer Phantasie allein die Bilder hinzustellen, wie einst in den „Haidebildern“; wir fühlen deutlich und deutlicher durch, daß sie zurück-

[155]) Werke, III, S. 281, Anm. 1.

[156]) Ged. S. 199, S. 27, S. 209.

denkt und daß etwas anderes sie jetzt umgibt; überall Erinnerung — nirgends mehr Gegenwart. Ihr Leben ist jetzt eine langsame Vorbereitung auf den Abschied, sie beschäftigt sich wieder mit dem „geistlichen Jahr". Und so mehren sich auch unter den weltlichen Gedichten die, die einem Gedanken, einer Reflexion, einer Lebenserkenntnis entspringen; nur noch in Bild und Vergleich zeigt sich ihre starke Phantasie. Bezeichnend stand das freudige, morgenfrische Gedicht „Die Lerche" am Eingang ihrer „Haidebilder"; ebenso bezeichnend steht unter den „Letzten Gaben" das Gedicht „Die tote Lerche".

„Denn auch mein Leben wird verscheinen,
Ich fühl's, versungen und versengt." [157])

In „Grüße" tritt diese Wandlung recht hervor. Nur die allbekannte, überall gleiche Nacht läßt im fremden Lande die Heimat in Annettens Seele erwachen. Das Gedicht entstand auf der Meersburg 1844.[158])

„Das erste Gedicht" scheint Ende 1844, Anfang 1845 entstanden zu sein. Es bezieht sich auf Hülshoff Das erste Gedicht Annettens, von dem sie hier erzählt, teilt Hüffer [159]) mit:

„Komme, liebes Hähnchen, komm heran
Und friß aus meinen Händen;
Nun komm, du lieber, kleiner Mann,
Daß sie's dir nicht entwenden."

Zu allen diesen Gedichten lag die Anregung in der westfälischen Natur oder in einem Stoff, der eng mit ihr verbunden ist. Um aber ganz zu sehen, wie weit ihre Lyrik überhaupt westfälisch ist, müssen wir auch sehen, welche Einwirkungen ihre westfälische Heimat auf ihre anderen Gedichte geübt. Ihre Sprache und ihr Stil, die stark westfälische Eigenheiten aufweisen, ziehen sich durch alle Dichtungen; das eigentümlich Träumerische, Phantasiereiche, das ihr als Westfälin eigen ist, macht sich überall neben ihrem starken Wirklichkeitssinn bemerkbar. Aber wir finden auch Einzelheiten. Unter den „Zeit-

[157]) Werke, III, S. 349.
[158]) Hüffer, S. 295.
[159]) Ebenda S. 10.

bildern“ erwähnte ich schon des Gedichtes „Die Verbannten“; eine Allegorie ist hier in ein westfälisches Landschaftsbild hineinkomponiert. Auch die Bilder, die Annette in „Die Elemente“ III. und IV.[160]) entwirft, sind westfälisch. In dem „Fragment“, das Savoyen schildert, gedenkt sie, wenn auch kurz und fast abfällig, der „braunen Haiden“.[161])

In „Mein Beruf“ kleidet sie sogar ein symbolisches Zeitbild kühn in eine westfälische Landschaft:[162])

Jetzt, wo hervor der tote Schein
Sich drängt am modervollen Stumpfe,
Wo sich der schönste Blumenrain
Wiegt über dem erstorbnen Sumpfe,
Der Geist, ein blutlos Meteor,
Entflammt und lischt im Moorgeschwehle,
Jetzt ruft die Stunde: „Tritt hervor,
Mann oder Weib, lebend'ge Seele!“ —

Ihr tiefes Wurzeln in Westfalen findet einen Ausdruck auch in dem Gedicht „Meine Toten“, wo sie an der Gruft ihrer seit Jahrhunderten in Westfalen ruhenden Ahnen erwacht:

„Ich bin erwacht an eurer Gruft,
Aus Wasser, Feuer, Erde, Luft
Hat eure Stimme mir geboten.“[163])

Das einleitende Bild in „Ein Sommertagstraum“[164]) ist ganz westfälisch.

In „Carpe diem!“[165]) vergleicht sie die Stunde mit einem „falben Moos, vom Dunst des Moores naß“ und einem „farblosen Blümchen, flatternd auf der Haide;“ wieder ein Fall, wo sie etwas Abstraktes nicht wie die meisten Dichter mit etwas allen gewöhnlichem vergleicht, sondern ihr Bild der spezifisch westfälischen Natur entnimmt.

---

[160]) Ged. S. 85, 87.
[161]) Ebenda S. 111.
[162]) Ebenda S. 115.
[163]) Ebenda S. 118.
[164]) Ebenda S. 171.
[165]) Werke, III, S. 313.

Auch in der letzten Strophe von „Durchwachte Nacht",[166]) das sich auf Meersburg bezieht, spricht Annette von der „Haide"[167])

Die „Phalänen", die uns schon in den Weihergedichten begegneten, finden wir in „Mondesaufgang"[168]) wieder.

In „Stille Größe"[169]) finden wir wieder mehrere westfälische Bilder: Strophe 4 „wie die Glut das dürre Moos senkt", Strophe 5 „wie ein kranker Nebelrauch".

In „Die tote Lerche"[170]) spricht sie den innigen Wunsch aus, in ihrer Heimat zu ruhen.

In „Auch ein Beruf"[171]) vergleicht sich die Dichterin mit einem einsamen Baum in der Haide.

Die Naturschilderungen in „Volksglauben in den Pyrenäen"[172]) sind durchaus mit denselben Mitteln bewerkstelligt wie die westfälischen. Wie solche muten sie uns auch an; abgesehen von den südlichen Namen ist nichts verschieden. Wir erkennen: wo Annette eine fremde Natur schildern will, mißlingt die Schilderung oder sie gleicht sich mehr und mehr der westfälischen Natur an. Auch die allgemein-deutsche Natur nimmt westfälische Züge auf.

Nach dem vorstehenden ist die Gliederung des westfälischen Dichtens Annettens: Im Jahre 1837—1838 erste größere Dichtung, die einen westfälischen Stoff behandelt, der „Loener Bruch"; zufällig angeregt durch Schückings Bitte um ihre Mitarbeiterschaft am „Malerischen und romantischen Westfalen" — das Entstehen ihrer westfälischen Balladen 1840; und als letztes Bedeutendes, was sie aus westfälischen Stimmungen schuf, 1841—1842 die „Haidebilder" mit direktem Zurückgreifen auf den „Loener Bruch" und die in ihm verstreuten landschaftlichen Skizzen.

[166]) Ebenda S. 320.

[167]) In der ersten Fassung des Gedichtes, die Werke, III, S. 465 f. mitgeteilt wird, steht noch nichts von „Haide". Statt dessen lautet die Stelle:

„Die Sonne steigt, und mit den ersten Strahlen
In Wald und Feldern strömt Gesangesflut."

[168]) Werke, III, S. 321.

[169]) Ebenda S. 339.

[170]) Ebenda S. 348.

[171]) Ebenda S. 358.

[172]) Ebenda S. 391 ff. Das letzte der Pyrenäengedichte klingt merkwürdig an Béranger an.

Lebenslauf.

Franz Johannes Wilhelm von Scholz, Sohn des Staatsministers Dr. Adolf von Scholz, evangelischer Konfession, wurde am 15. Juli 1874 zu Berlin geboren. Er besuchte das Wilhelms- und das Friedrich-Werdersche Gymnasium seiner Vaterstadt und, als sein Vater aus dem Amte schied, das Großherzogliche Gymnasium zu Konstanz. Hier legte er im Jahre 1892 die Reifeprüfung ab. Um sich litterarhistorischen und psychologischen Studien zu widmen, bezog er nacheinander, je ein Semester, die Universitäten Berlin, Lausanne und Kiel. Während seiner Dienstzeit in Kiel trat er, einer vorübergehenden Neigung zum militärischen Beruf folgend, zu den auf Beförderung Dienenden über und wurde am 15. November 1894 Sekondlieutenant im 1. bad. Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109. Da ihn dieser Beruf sehr bald unbefriedigt ließ, trat er am 18. Oktober 1895 zu den Reserveoffizieren des Regiments über und widmete sich von neuem philosophischen Studien und zwar an der Universität München. Im Jahre 1897 verheiratete er sich. Er arbeitete während der Semester Winter 95/96, Sommer 96, Winter 96/97, Sommer 97 hauptsächlich unter der Leitung der Herren Professoren Dr. Muncker, Dr. Paul, Dr. Lipps und Dr. Riehl.